



→ David Renz

Kooperation im Widerstand. Ludwig Fischer lotet Perspektiven eines veränderten Naturverhältnisses aus

Mit *Naturallianz. Perspektiven für ein verändertes Naturverhältnis* legt Ludwig Fischer, Literatur- und Kulturwissenschaftler und emeritierter Professor für Neuere deutsche Literatur und Medienkultur an der Universität Hamburg, einen essayistischen Beitrag zur aktuellen Diskussion über das Verhältnis von Mensch und Natur vor. Der Naturtheoretiker hat bereits in früheren Publikationen wie *Projektionsfläche Natur. Zum Zusammenhang von Naturbildern und gesellschaftlichen Verhältnissen* (2004) oder *Natur im Sinn. Naturwahrnehmung und Literatur* (2019) die enge Verflechtung von Wahrnehmung, Literatur und gesellschaftlichen Naturbildern herausgearbeitet.

Sein neuestes Werk versteht Fischer nicht als Beitrag zur systematischen Theoriebildung, sondern als »erkundende Betrachtung« (7), die sich neben die fachlichen Diskurse verschiedener Disziplinen stellen will, jedoch nicht in deren Zentren. Ausgangspunkt bildet, so Fischer, die Diagnose einer tiefgreifenden Entfremdung des Menschen von den Potenzialen der Natur, die sich in den ökologischen Krisen der Gegenwart als zerstörerische Dynamik manifestieren. Anknüpfend an Ernst Blochs Konzept der »Naturallianz« in *Das Prinzip Hoffnung* beabsichtigt Fischer, diesen Begriff durch eigene Impulse zu transformieren, wobei er unter »Naturallianz« eine relationale, nicht-mystische und nicht-animistische Konzeption des »unabdingbaren Zusammenwirkens« (7) menschlicher Daseinsvollzüge mit nicht-menschlichen Kräften und Bestrebungen versteht. Naturallianz bezeichnet nach seiner Deutung nicht lediglich eine gesellschaftliche Praxis, sondern ein fundamentales Prinzip des Naturgeschehens, das auch als Leibesgeschehen verstanden werden kann (vgl. 8). An dem damit verbundenen Denken sei, so Fischer, immer der ganze Leib beteiligt, verstanden als lebendiges

»Amalgam« (9) aus Naturgegebenem und kulturell Geformtem. In Fischers Worten: »[...] wenn es zutrifft, dass an unserem Bewusstsein auch dasjenige teilhat, was sich in, an und mit unserem

Ludwig Fischer (2024): *Naturallianz. Perspektiven für ein verändertes Naturverhältnis*, Berlin: Matthes & Seitz. 313 S., ISBN 978-3-7518-2026-4, EUR 28,00.

DOI: [10.18156/eug-2-2025-rez-5](https://doi.org/10.18156/eug-2-2025-rez-5)

Leib vollzieht, dann geht eben in das Denken, auch in das intensive, durcharbeitende Nachdenken, der Bezug zu dem ein, was wir nicht sind und mit dem wir doch schon durch jeden Atemzug verwoben sind – wir nennen es ›Natur‹ (8).

Fischer beabsichtigt, das Verhältnis von Mensch und Natur auf einer grundsätzlicheren Ebene neu zu bestimmen. Der Aufbau des Buches wird dabei von der leitenden Frage getragen, wie ein Allianzdenken mit der Natur konzipiert werden kann.

Schon in der ›Vorbemerkung‹ (7–9) wird deutlich, dass die ökologische Krise für Fischer nicht mehr in erster Linie durch ein Defizit an naturwissenschaftlichen Daten zu bestimmen ist, sondern durch das Unvermögen, diese Daten in kulturelle, soziale und philosophische Kategorien zu übersetzen (vgl. 16f.). Damit positioniert er sein Werk bewusst an der Schnittstelle von Naturphilosophie, Kulturgeschichte und Sozialtheorie. Der Begriff ›Naturallianz‹ wird dabei als heuristische Leitfigur eingeführt, die, wie Fischer schreibt, eine Verständigung über unser Verhältnis zur Mitwelt ermöglicht, ohne in Mythologisierung zu verfallen.

Im ersten Kapitel, ›Fragestellung‹ (11–39), präzisiert Fischer die Grundintention seines Essays. Er beschreibt, dass moderne Gesellschaften zwar über immer differenziertere Erkenntnissysteme verfügten, zugleich jedoch Schwierigkeiten hätten, Natur als eigenständige Größe in gesellschaftliche Ordnungsvorstellungen einzubinden. Dies begründet er mit der Einsicht, »dass die Menschen [...] [den] Pakt mit dem Boden und mit den Lebewesen in ihm [...] nur schwer mit den dominanten Naturvorstellungen in unseren westlichen Kulturen zu vereinbaren [bereit sind]« (14f.). Nach Fischer kann dies jedoch gelingen, wenn bestehende Möglichkeiten aufgegriffen und modifiziert werden, »indem man sie sich aneignet« (16). Im Anschluss an Bloch spricht er von »konkreten Utopien«, die nötig seien, um das neu zu definierende Naturverhältnis nicht als »Pakt«, sondern als »Naturallianz« zu verstehen. »Pakt« meint eine implizite, tentativ-praktische Abstimmung im anthropozentrischen Horizont; »Naturallianz« hingegen bezeichnet das bereits reale, leiblich vermittelte Zusammenwirken menschlicher und nicht-menschlicher Kräfte – konflikthaft, asymmetrisch und ohne harmonistische Prämissen. Argumentativ nähert sich Fischer der Fragestellung dadurch, dass er die habitualisierte Gegenüberstellung von »Menschensubjekt« und »Naturobjekt« (18–26) sowie das »willentliche, berechnende menschliche Denken« (22) und die Grenzen der »Willensentfaltung« problematisiert (22). Er skizziert eine Didaktik, die »zwischen einerseits dem, was wir wissen und was wir mit diesem

Wissen zu bewerkstelligen im Stande sind, und andererseits unseres an die Sinne gebundenen Erfahrungsmöglichkeiten [...]« vermittelt (25). Im Zuge dieser Überlegungen beschreibt er Tendenzen der Personalisierung von Natur als eines fremden, eigenmächtig und unberechenbar agierenden Gegenübers.

Nach dieser Dekonstruktion bietet Fischer im ersten Kapitel einen ersten ›philosophischen Rückblick‹ (27–30), in dem er zentrale Motive bei Immanuel Kant und Friedrich W. J. Schelling – insbesondere ästhetische und teleologische Unterscheidungen – anspricht, darunter die Lehre von der »selbständigen Naturschönheit« (27) und Überlegungen zum Erhabenen sowie die Frage nach dem »Subjekthafte[n] der Natur« (29). In der ersten ›Unterbrechung‹ erläutert er autobiographisch das Verhältnis zu den eigenen Organen als Beispiel für Kooperation, Abhängigkeit und Eigensinn; Erfahrungen von Verständnisschranken und Unsicherheiten im eigenen Leib liefern ihm eine Mikroperspektive auf das Mensch-Natur-Verhältnis (31–39).

Im zweiten Kapitel, ›Entwürfe und Konzepte‹ (41–93), systematisiert Fischer unterschiedliche Denkfiguren im Umgang mit Natur, darunter animistische, vitalistische, materialistische und relationale Ansätze. Ausführlich diskutiert er Bruno Latours Akteur-Netzwerk-Theorie sowie Jane Bennetts vitalistischen Materialismus. Zu Latour betont er, dass die Natur für diesen nicht bloßes Objekt, sondern als Akteur an sozialen Netzen beteiligt sei; zugleich beschreibe Latour eine radikale Abstraktion, die kategoriale Unterschiede zwischen menschlichen und nicht-menschlichen Akteuren nivelliere (64–76). Bei Bennett kritisiert Fischer die »Eigenmacht der Materie« (76) und thematisiert die Möglichkeit, »dass das wahrnehmend, empfindend, deklarierend, erklärend beteiligte Subjekt [...] ausgeklammert wird« (84). Die theoretischen Ausführungen werden durch eine zweite ›Unterbrechung‹ ergänzt (85–93). Anhand der Schilderung der Hallig-Allmende zeigt Fischer hier, wie soziale und ökologische Praktiken ineinandergreifen und wie Naturallianz als gelebte Praxis Gestalt gewinnt (91–93).

Im dritten Kapitel, ›Realitätsblock‹ (95–138), beschreibt Fischer die Widerständigkeit der Natur als Grenze menschlicher Verfügbarkeit. An Beispielen aus agroindustriellen sowie aus technisierten Infrastrukturen zeigt er, wie Eingriffe in komplexe ökologische Gefüge unbeabsichtigte Rückkopplungen erzeugen, die als eigenlogische Dynamiken auftreten. Naturallianz wird dabei als realer Handlungszusammenhang gefasst, in dem Eigensinn und Nichtverfügbarkeit in praktische Vollzüge eingeschrieben sind. In diesem Rahmen kritisiert Fischer einen technikoptimistischen Deutungshorizont und bestimmt vermeintliche Rest-



risiken »[...] als Resultat einer unaufhebbaren, aber systematisch negierten Kooperation menschlicher Akteure mit Wirkkräften des Natürlichen« (115f.). Die dritte ›Unterbrechung‹ zum Eigensinn der Olivenbäume (132–138) illustriert, wie Schnitt und Pflege als Erziehung Resilienz und Kulturbedeutung hervorbringen, während industrialisierte Massenproduktion die Allianz auflöse und den Baum zum »lebendigen Industrieprodukt« mache (136). Daraus leitet Fischer eine regulative Heuristik mit drei Forderungen ab: Begrenzung von Reichweite und Wirkungstiefe riskanter Eingriffe, um Korrekturen zu ermöglichen; institutionelle Rahmung für lernfähige, regenerative Praktiken sowie die Übersetzung abstrakten Wissens in leiblich vermittelte Naherfahrungen (vgl. 138).

Im vierten Kapitel, ›Subjekt und Allianz‹ (139–179), überträgt Fischer die zuvor entwickelten Überlegungen auf das moderne Subjektverständnis. Das Selbst wird dabei von Fischer historisch als ein durch die Abgrenzung von der Natur konstituiertes entwickelt, zugleich aber als Teil eines Netzes von Abhängigkeiten und Kooperationen. Subjektivität bleibe bestehen; Freiheit entstehe nach Fischer in der Kooperation mit dem Nichtmenschlichen, dessen Eigenwille anerkannt wird. Daran anknüpfend rekurriert er auf Blochs Idee einer »Technik ohne Vergewaltigung« (146), die Natur nicht als bloße Ressource fasst, sondern deren »subjekthaft Treibendes« anerkennt. Naturallianz bezeichnet in diesem Zusammenhang die Anerkennung der Begrenztheit menschlicher Erkenntnis und die Einsicht in ein »Mitwirken des Anderen«, das zugleich vertraut und fremd bleibt. In der vierten ›Unterbrechung‹ erläutert Fischer den Bau einer Trockenmauer als Beispiel (170–179): Die Arbeit gelinge, wenn der Eigencharakter der Steine respektiert und in eine tragfähige Fügung gebracht werde. Naturallianz erscheint hier als Kooperation im Widerstand, als Passung von menschlicher Intention und eigensinniger Materialität.

Im fünften Kapitel, ›Allianz und Naturgeschichte‹ (181–227), blickt Fischer auf die historische Dimension. Er führt aus, dass Vorstellungen einer Kooperation von Mensch und Natur in unterschiedlichen Kulturen und Epochen präsent sind; indigene Kosmologien und vormoderne bäuerliche Praktiken werden als Beispiele angeführt; bei ersteren insbesondere rituell regulierte Ressourcenschonung, eine Haltung der Rücksicht gegenüber nicht-menschlichen Akteuren sowie die partielle Aufhebung der Natur-Kultur-Dichotomie; bei letzteren kreislauforientierte Bewirtschaftung, maßvolle Nutzung und sorgende Pflege bzw. kooperative Arbeit mit Bodenorganismen, deren Verdrängung im Zuge der Moderne wesentlich zu den heutigen Krisen beigetragen habe. Zur

naturwissenschaftlichen Rahmung verweist er auf Lynn Margulis' Symbiogenese-Konzept, dem zufolge »[...] das Grundprinzip der Symbiose als [...] [der] eigentliche [...] Treiber der Evolution« (184) zu verstehen sei. So dient für Fischer selbst das Grundprinzip der Symbiose der Beschreibung eines Allianzgefüges. Genannt werden Symbiosen von der Integration von Bakterien in eukaryotische Zellen, der Endosymbiontentheorie, bis hin zu komplexen Wechselwirkungen zwischen Pflanzen, Tieren und Mikroorganismen. Zugleich wird unterschieden zwischen genetisch programmierten Anpassungen dieser Symbiosen und dem von Fischer gefassten offenen Kooperationszusammenhang der Naturallianz. Evolutionsbiologische Debatten werden so dargestellt, dass Allianzen neben Konkurrenzen eine grundlegende Rolle spielen; der »struggle for life« ruht »auf einem großen Sockel geteilter Allianzen«, und Biodiversität erscheint als »[...] das Resultat des Suchens und Findens immer neuer Allianzen [...]« (195). Die fünfte ›Unterbrechung‹ über Nutztiere (223–227) konkretisiert dies am Beispiel des Bauern Peter Hagel und seiner Schleswiger Kaltblutpferde. Naturallianz wird als alltägliche Kooperation beschrieben, als auf die Erde geholte »Allianztechnik« (226). Symbiosen werden als Sonderfälle von Naturallianzen gefasst, während der Allianzbegriff darüber hinaus auch Kooperationen mit abiotischen Kräften wie Steinen, Böden oder Klimadynamiken umfasst.

Im sechsten Kapitel, ›Naturallianz und Sozietät‹ (229–255), überträgt Fischer seine Überlegungen auf die gesellschaftliche Ebene. Er thematisiert ein Herrschaftsverständnis, das Tiere zu Waren degradiert: »Wir in den hoch technisierten und global wirtschaftenden Ländern nehmen eine Souveränität, eine Verfügungsmacht im Naturbezug ganz selbstverständlich in Anspruch, die auch dazu ermächtigt [...], Tiere als ›fleischliche Sachen‹ anzusehen und zu behandeln [...]« (233). Begriffe wie »Tierwohl« oder »artgerechte Haltung« werden als Korrekturen innerhalb einer ökonomisch dominierten Logik dargestellt. In diesem Zusammenhang heißt es, »[d]er allerletzte, schäbige Rest von Naturallianz [...]« (233) bleibe auf Verwertbarkeit reduziert, etwa wenn das Tierwohl darin bestehe, dass »die Kuh auf dem Spaltenboden auch mal den Rücken von der rotierenden Plastikbürste schubbern lassen darf« (233), ohne jemals einen grünen Grashalm gesehen zu haben. Als Gegenperspektive beschreibt Fischer ein Allianzdenken, das »die Negation des Naturverhältnisses frühzeitig« (253) abtrainiert und so unser Tun ins Konstruktive wenden soll. So eröffne dieses Allianzdenken zwei Hoffnungen: »Zum einen ist es die Hoffnung auf die Wiedergewinnung der Erfahrung, dass solche Allianz, als Grundfigur auch für die menschliche Existenz, schon jetzt alles Tätigsein und Tätigwerden

durchwirkt, noch durch die schärfste Negation hindurch. Zum anderen verbindet sich Naturallianz mit der konkreten Utopie, dass die produktive, real vermittelte Allianz als Ermöglichung eines zwar nicht konflikt-losen, sorgenfreien, aber eines für alle Beteiligten zuträglichen Daseins in ihren zahllosen Ausgestaltungen zum verbindenden, also zum humanen und damit zum sozialen Projekt wird.« (253) Zugleich wird festgehalten, dass die Rede von Naturallianz hypothetisch bleibt, da Intentionalität und »Wollen« nicht auf nicht-menschliche Lebewesen oder abiotische Materie übertragen werden könnten. Naturallianzen werden als reale Bedingungen des Lebensvollzugs gefasst: »Wir können uns an sehr vielen wissenschaftlichen Erkenntnissen und alltäglichen Erfahrungen klar machen, dass überall in uns, mit uns, um uns Naturallianzen geschehen, und die gut beschreibbaren – wie etwa das Atmen der Landtiere oder die Bestäubung von Blüten durch Insekten – bilden nur den kleinsten Teil der faktisch geschehenden.« (231) Neben kooperativen werden auch destruktive Formen (Gewalt, Überwältigung, Negation) benannt. Für die gesellschaftliche Organisation skizziert Fischer eine Sozietät tentativer Kooperation – geprägt von Aufmerksamkeit, Erfahrung und wechselseitiger Rückbindung – anstelle einseitiger Verfügung. Naturallianz wird dabei über moralische Appelle und Reformen im Tierwohlrecht hinaus als relationales Naturverhältnis beschrieben. Sie erreicht ihr Ziel, wenn »Einsichten und Erfahrungen [gemacht werden], die eben eine wirkliche, gelingende, möglichst haltbare Vermittlung von menschlichem Wollen und natürlichen Strebungen [eröffnen]« (240).

Demnach lässt sich Fischers »Naturallianz« zunächst als regulatives Orientierungs- und Deutungsmuster fassen, das drei Ebenen methodisch miteinander verschränkt. Erstens beschreibt es ein relationsbezogenes Naturverständnis, das Eigensinn und Nichtverfügbarkeit des Natürlichen anerkennt und die traditionelle Dichotomie von aktivem Menschensubjekt und passivem Naturobjekt aufbricht. Zweitens operiert es als vermittelnde Heuristik zwischen empirischer Befundlage, leiblich-praktischer Erfahrung und begrifflicher Systematik, ohne aus dieser Vermittlung eine Metaphysik innerer Natur-Agentialität abzuleiten. Drittens hat es eine praktisch-normative Stoßrichtung: Allianz meint gelernte Kooperation unter Bedingungen struktureller Unsicherheiten, die technische Überbietungslogiken begrenzt und sorgfältige, reversible Eingriffe favorisiert. In dieser Konzeption steht Naturallianz nahe bei Immanuel Kants *Teleologie der Urteilskraft*, verstanden nicht als ontologische Seinsbehauptung, sondern als Reflexionsprinzip für die Beurteilung lebendiger Organisationen (vgl. Kant 2009, 309–315). Kant bestimmt die Zweckmäßigkeit der Natur ausdrücklich als ein

»kritisches Prinzip der Vernunft für die reflektierende Urteilskraft« (ebd., 309), also als Leitfaden unseres Urteilens und nicht als Eigenschaft der Dinge an sich.

Gerade in dieser regulativen Lesart wird die Anschlussfähigkeit von Fischers Überlegungen sichtbar. Die Vorstellung einer Naturallianz kann mit neueren prozessphilosophischen Ansätzen ins Gespräch gebracht werden, die das Lebendige nicht primär als Ensemble substanzhafter Dinge, sondern als Hierarchien von Prozessen begreifen, wie es Daniel J. Nicholson und John Dupré pointiert in ihrem Werk *Everything Flows. Towards a Processual Philosophy of Biology* (2018) darstellen: »[...] we propose that the living world is a hierarchy of processes, stabilized and actively maintained at different timescales« (ebd., 3). Dies bringt eine maßgebliche Positionsbestimmung dieser Perspektive auf den Punkt. Damit lässt sich eine Kooperations- und Verbundlogik im Lebendigen stark machen, ohne in einen Vitalismus zurückzufallen.

Ebenso bietet die ökologische und evolutionsbiologische Forschung belastbare Anknüpfungen: Lynn Margulis' Symbiogenese, auf die Fischer verweist, lenkt den Blick darauf, dass evolutionäre Innovationen wesentlich aus Netzwerkbildungen hervorgehen. Ihr zugespitzter Satz »Life did not take over the world by combat, but by networking« (Margulis 2023, 15) markiert den heuristischen Gewinn dieser Sicht, ohne Konkurrenzdynamiken zu leugnen.

Schließlich schärfen phänomenologisch-praktische Szenen den normativen Gehalt der Heuristik: Sie erinnern daran, dass menschliche Handlungsmacht immer schon in trophische und materielle Verflechtungen eingespannt ist. Val Plumwoods berühmter Bericht über das »being prey« hält diesem Bewusstsein für bestehende Verflechtungen einen Spiegel vor, wenn Plumwood von ihrer eigenen Erfahrung erzählt: »We may daily consume other animals by the billions, but we ourselves cannot be food for worms and certainly not meat for crocodiles.« (Plumwood 2000)

Allerdings ist Fischers Argumentation auch in verschiedenen Hinsichten problematisch, etwa dann, wenn die heuristische Konstruktion, wie sie zuvor dargestellt wurde, zu wenig philosophie- und wissenschaftstheoretisch präzisiert wird und dadurch begriffliche Kurzschlüsse risikiert:

Erstens ist der philosophiegeschichtliche Rückgriff auf Schelling zu kurz und zu oberflächlich, wenn Fischer beispielsweise schreibt: »Die These Schellings, dass auch der menschliche Geist in bestimmtem Sinn zur *natura naturata* gehöre, zur erzeugten, »seienden« Natur, hat

ja in der neurologischen Erforschung von Denken und Bewusstsein längst ihre naturwissenschaftliche Wendung erfahren.« (43) Gerade damit greift Fischer zu kurz, weil er von einem modernen neurowissenschaftlichen Verständnis ausgeht und daraus vorschnell naturalistische Konsequenzen für das Verständnis des Geistes ableitet. Schelling bestimmt ›Natur‹ in den *Ideen zu einer Philosophie der Natur* (1797) als eigenständige, produktive Sphäre, deren Verhältnis zum Geist nicht Reduktion, sondern Identität in Differenz ist, denn »[d]ie Natur soll der sichtbare Geist, der Geist die unsichtbare Natur sein« (Schelling 1994, 102). Dies ist eine Einladung zur Aufhebung der starren Subjekt-Objekt-Gegenüberstellung auf begrifflicher Ebene, ohne sie zu naturalisieren. Vor diesem Hintergrund ist Matthias Mayers Werk *Objekt-Subjekt. F. W. J. Schellings Naturphilosophie als Beitrag zu einer Kritik der Verdinglichung* zur Rekonstruktion der Bloch'schen Schelling-Lektüre ausschlussreich: »Die vollständige Aufhebung der Verdinglichung ist für Bloch *das reale Identisch-Werden* des Subjekts mit sich selbst [...] als ›Entelechie der Materie‹ im Wir. Es bedeutet die *Adäquation der Sehnsucht an und zu sich selbst* oder: *die eingelöste Sehnsucht des Selbst nach Adäquation als Totalität und konkrete Erfüllung in Gesellschaft*« (Mayer 2014, 188, Herv. i.O.). Die bei Mayer sichtbar werdende anti-verdinglichende, teleologisch-sozialphilosophische Pointe lässt sich nur im Rahmen der spekulativen Identitätsphilosophie und einer Kritik der Verdinglichung verstehen; sie entzieht sich einer Gleichsetzung des Geistes mit neuronalen Korrelaten. Eine naturwissenschaftliche »Wendung« des Geistesbegriffs im Sinne einer Neurologie-Gleichsetzung würde diese Identitätsidee verfehlt, weil sie von der methodischen Differenzierung zwischen naturphilosophischer Grundlegung und empirischer Erklärung absieht. Die Gefahr des Fehlschlusses liegt darin, kategorisch heterogene Aussageebenen – transzental-spekulative Bestimmung, phänomenologische Beschreibung und empirische Theoriebildung – ohne Vermittlung zu identifizieren.

Zweitens bedarf die Abgrenzung gegenüber vitalistischen und neu-materialistischen Lesarten größerer Sorgfalt. Jane Bennett, auf die sich Fischer ausführlich bezieht, hat programmatisch betont, dass ihr Begriff der »vibrant matter« »not a vitalism in the traditional sense« sei (Bennett 2010, xiii), sondern eine »vitality intrinsic to materiality« theorisiere (ebd.). Diese produktive Verschiebung sensibilisiert für materielle Wirkmächtigkeit, läuft aber dort in Unschärfen, wo die Rolle des interpretierenden Subjekts und die normativen Kriterien der Zuschreibung unterbelichtet bleiben. Für die Allianzfigur heißt das: Sie gewinnt, wenn sie Bennetts Aufmerksamkeitspolitik der Dinge aufnimmt, zugleich aber an Kants Reflexionsgrenze festhält und die methodische

Differenz von Wahrnehmung, Erklärung und Normativität explizit markiert.

Drittens wäre für eine wissenschaftstheoretische Einordnung eine explizite Orientierung an aktuelleren Ansätzen wie etwa der Prozesstheorie innerhalb der Biologie hilfreich, gerade um die oben skizzierte regulative Lesart konsequent sowohl gegen naturalistische Reduktion als auch gegen ontologische Hypostasierung abzusichern. Wo Organismen als stabilisierte Prozess-Bündel verstanden werden, lässt sich über Kooperation, Abhängigkeit und Eigensinn sprechen, ohne Materie mit einem verborgenen inneren »Agens« zu beleben oder Geist neurobiologisch zu reduzieren. Ein prozessuales Verständnis legt nahe, Allianz als Muster der Organisation und der Koordination von Prozessen zu deuten, nicht als Eigenschaft von Substanzen, wie es teilweise bei Fischer anklingt.

Abschließend ist zu sagen, dass Fischer mit *Naturallianz. Perspektiven für ein verändertes Naturverhältnis* eine klar konturierte, zugleich differenzierte Orientierungsfigur für das Mensch-Natur-Verhältnis vorlegt. Die präzise gegliederte Darstellung macht überzeugend deutlich, warum Natur sowohl institutionell als auch kulturell Gegenstand reflektierter Praxis sein muss; zudem eröffnet Fischer handlungsnahe, risikobewusste Perspektiven unter Bedingungen der aktuellen ökologischen Krisen. Besonders stark ist der Essay dort, wo Fischer seine Theorie immer wieder unterbricht: mit Beobachtungen, Erinnerungen und Anekdoten. Diese Einschnitte sind keine Ausschmückungen, sondern methodische Gelenke. Sie verankern die »Naturallianz« im Erleben, verbinden leiblich situierte Erfahrung mit empirischer Befundlage und begrifflicher Analyse – und sie laden die Lesenden dazu ein, eigene Momente von Naturallianz wiederzufinden und als Ressource für die Orientierung fruchtbar zu machen.

Theoretisch überzeugender wäre die Allianztechnik allerdings, wenn sie die kantische Beschränkung der Teleologie auf ein Reflexionsprinzip ernst nähme; Schellings Naturbegriff nicht naturalistisch verkürzte, sondern als spekulative Grundlegung eines produktiven Naturzusammenhangs läse; neu-materialistische Sensibilitäten für materielle Wirkmacht aufnahmte, ohne normative Grenzlinien zu verwischen; und sich mit prozessualen Ansätzen verbündete, um sowohl Reduktionismus als auch Vitalismus zu vermeiden.

Auf diese Weise könnte Fischer das von ihm als »Naturallianz« bezeichnete Beziehungsgefüge zwischen Mensch und Natur differenzierter bestimmen, voreilige Schlussfolgerungen vermeiden und zugleich

seine praktische Orientierung wahren. Die Naturallianz erweist sich damit nicht als bloße Imagination, sondern als handlungsleitendes Reflexionsschema, das gerade aufgrund seiner narrativen Erschließbarkeit zum Weiterdenken anregt.

⇒ Literaturverzeichnis

Bennett, Jane (2010): *Vibrant Matter. A Political Ecology of Things*, Durham: Duke University Press.

Kant, Immanuel/Klemme, F. Heiner/Giordanetti, Piero (2009): *Kritik der Urteilskraft*, Hamburg: Felix Meiner.

Margulis, Lynn/Sagan, Dorion (2023): *Microcosmos: Four Billion Years of Microbial Evolution*, Berkeley, CA: University of California Press.

Mayer, Matthias (2014): *Objekt-Subjekt: F. W. J. Schellings Naturphilosophie als Beitrag zu einer Kritik der Verdinglichung*, Bielefeld: transcript.

Nicholson, Daniel J./Dupré, John (2018): *Everything Flows: Towards a Processual Philosophy of Biology*, Oxford: Oxford University Press.

Plumwood, Val (2000): *Surviving a Crocodile Attack*, Topeka: Utne Reader, unter: <https://www.utne.com/arts/being-prey> (zuletzt aufgerufen: 28.09.2025).

Schelling, Friedrich W. J. (1994): *Ideen zu einer Philosophie der Natur* (1797), in: Historisch-kritische Ausgabe, hg. von Manfred Durner, Stuttgart: Frommann.

David Renz, *1997, M.A., B.Sc. (Biomathematik), seit 2019 Studium der evangelischen Theologie auf kirchliches Examen an der Universität Bonn. Von September 2022 bis März 2024 Masterstudium der Ethik an der Hochschule für Philosophie in München. Derzeit in Vorbereitung auf eine Promotion an der Universität Heidelberg (david.renz@uni-bonn.de).

Zitationsvorschlag:

Renz, David (2025): Rezension: Kooperation im Widerstand Ludwig Fischer lotet Perspektiven eines veränderten Naturverhältnisses aus (Ethik und Gesellschaft 2/2025: Die andere Seite der sozialen Gerechtigkeit: Eine gerechtere Finanzierung steigender öffentlicher Ausgaben). Download unter: <https://dx.doi.org/10.18156/eug-2-2025-rez-5> (Zugriff am [Datum]).



ethikundgesellschaft
ökumenische zeitschrift für sozialethik

2/2025: Die andere Seite der sozialen Gerechtigkeit: Eine gerechtere Finanzierung steigender öffentlicher Ausgaben

Philipp Kriele-Orphal

Die Schuldenbremse des Grundgesetzes als demokratietheoretisches Problem

Korinna Schönhärl und Caren Sureth-Sloane
Steuern und Steuergerechtigkeit – Ein Gespräch

Sebastian Huhnholz

Steuergerechtigkeitsperspektiven in Zeiten fiskalischer Transformation – Versuch einer kritischen Einordnung

Julia Jirmann und Franziska Vollmer

Wie kann die Besteuerung in Deutschland gerechter gestaltet werden?

Jonas Hagedorn

Sozialstaatliche Demokratie und progressive Besteuerung. Eine sozialethische Perspektive.

Julian Degan

Gerechtigkeit durch Bodenbesteuerung? Eine wirtschaftsethische Reflexion unterschiedlicher Grundsteuermodelle in Deutschland

Ulrich Klüh

Vermögensbesteuerung als terrestrische Wirtschaftspolitik. Probleme, Widerstände und Ausgestaltungsoptionen

Anna Ott

Wie gerecht ist die Kirchensteuer?